

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932**

2.10.1932 (No. 40)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 40



2. Okt. 1932

## A. Frh. von Göler-Neckargemünd Aus den Jugenderinnerungen eines badischen Offiziers

aus den Jahren 1811 bis 1819.

Nachstehenden kurzen Ausschnitt aus den umfangreichen Memoiren des badischen Generals Fr. von Porbeck geben wir hier wortgetreu wieder; er berichtet von Erlebnissen eines Hofpagen damaliger Zeit.

Im Herbst des Jahres 1811 kam der Großherzog Karl (Enkel Karl Friedrichs) zu meiner Mutter und schlug ihr vor, mich in die Pagerie aufzunehmen, ein Anerbieten, das meine Mutter<sup>1)</sup> trotz meines zarten, kaum neunjährigen Alters mit Freuden annahm. Ich trat daher im Oktober 1811 in dieses Institut ein.

Die Pagerie — ein Erziehungsinstitut für Söhne adeliger Familien, befand sich damals in der Karlsruher Waldstraße Nr. 21. An ihrer Spitze war der Hofmeister und Professor am Lyceum, spätere Kirchenrat D., ein kräftiger schöner Mann, mehr gutmütig und gewandt als gelehrt. Ich war der zwölfte Page, und mehr sollten nicht aufgenommen werden; ich war auch der jüngste und kleinste. Der älteste und größte (F. v. St.), 19 Jahre alt, und im Begriff, auf die Universität abzugehen.

Da Herr D. der Ansicht war, daß der älteste den jüngsten am besten dressieren könnte, so wurden die beiden Extreme an Alter und Größe immer zugleich zum Hofdienst beordert, was drollig genug ausfiel.

Alle Kosten an Kleidung, Wäsche, Wohnung und Erziehung, des Unterrichts und selbst des Taschengelds wurden vom Hofe bestritten. Wir besuchten das Lyceum und hatten in der Pagerie Privatunterricht in der Musik, im Tanzen, Reiten und Fechten. Ich wählte die Flöte und hatte wöchentlich mehrere Stunden beim Hofmusikus. Später wurde noch ein zweiter Hofmeister angestellt, der uns das Französische besser beibringen sollte, ein gelehrter, aber heftiger Mann von unangenehmem Charakter. Ich sprach schon von Haus aus die französische Sprache und war deshalb bald ein Liebling der Großherzogin Stephanie und ihrer französischen Hofdamen; aber nichts desto weniger sperrte mich der zweite Hofmeister nach und nach achtmal in den Karzer, aus dem mich jedesmal der erste Hofmeister wieder befreite. Man kann hieraus auf die Erziehung schließen, welche wir erhielten.

Die Kost war gut und reichlich; wir hatten täglich einen Schoppen sogenannten Cavalierswein, und an jedem Festtag wurden acht Flaschen französischer Wein aus der Hofkellerei überschickt, welchen wir jedoch zum geringsten Teil erhielten, denn der Hofmeister lud seine Freunde, u. a. den Prälaten Hebel, zum Essen, die ihm halfen, die Flaschen zu leeren. Dies waren jedoch auch für uns Feste, da wir dabei manchen interessanter Mann näher kennen lernten, manchem geistreichen Gespräch und schlagendem Witz lauschten.

Die Kleidung der Pagen bestand für gewöhnlich in einem grauen bürgerlichen Anzug mit rundem Hut; zum Hofdienst

aber in zwei Uniformen, für Gala in rotem Frack mit Aufschlag von blauem Sammet, alle Nähte reich mit Goldtressen besetzt, weißer tuchener Weste und ebensolche weiße Beinkleider, welche seidene Strümpfe mit Schnallenschuhen, Degen und dreieckigem Federhut; für Werktag aber denselben Rock mit weniger Goldtressen und schwarzen Beinkleidern und Weste.

Wir Kleinen waren in diesem Anzug den Tanzaffen so ähnlich wie möglich.

Unser Dienst bei Hofe teilte sich ein in den täglichen und den außergewöhnlichen. Täglich kamen zwei Pagen bei der Frau Großherzogin in Dienst, denn der Großherzog Karl wollte von der Bedienung dieser Knaben nichts wissen; wir mußten beim Tee und bei der Tafel den Fürstlichkeiten die Speisen und Getränke überreichen, der Frau Großherzogin abends mit Fackeln ins Theater vorleuchten, sie in die Kirche begleiten usw., und übrigens im Vorzimmer warten, wozu wir unsere Aufgaben und Arbeiten mitnahmen. Dieser Dienst währte jedesmal 24 Stunden.

Einer der von uns gefürchtetsten Dienste war die Begleitung der Großherzogin bei ihrem Besuche des Großherzogs, der, in Spannung mit ihr lebend, sich auf dem entgegengesetzten Flügel des Schlosses einlogiert hatte. Dieser Besuch fand jeden Abend 5 Uhr statt, wobei wir vorzuleuchten und im Vorzimmer eine Stunde zu warten hatten. Dieses war angefüllt mit Kafadus, Papageien und frei herumhüpfenden Affen, die sich ein Vergnügen daraus machten, die kleinen Pagen, die sie vielleicht für rote Nebenbuhler hielten, zu necken und zu ängstigen.

Beim Besuche fremder Herrschaften gehörten zu deren Hofstaate zwei Pagen zu deren Dienst, welcher sehr gesucht war, da er häufig mit einem fürstlichen Geschenk endigte.

Daß bei so vielen Unterbrechungen und häufigen Nachtwachen das Lernen nicht recht munden wollte, ist begreiflich.

Die Pagerie stand unter dem Hofmarschallamt, an dessen Spitze der Hofmarschall von G. war, ein äußerst humaner und liebenswürdiger Mann, immer besorgt, uns Plaisiers zu verschaffen.

Seit fünf Jahren lebte die junge geistreiche und lebhaft adoptivtochter Napoleons und Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie (Beauharnais), umgeben von einer Grande maîtresse, Gräfin Walsch aus der Vendée, wo sie während des Aufstands eine Rolle spielte, von drei bis vier französischen Hofdamen, einem französischen Sekretär (Bennoit), einem Abbe Beaujolais, einem französischen Maler, Toma, französischen Kammerfrauen und Friseurs, als Erbprinzeßin im Lande, und hatte sich mit ihrem lustigen Hof viel in Mannheim, Schwetzingen, Baden und Schloß Favorite herumgetrieben, als ihr Gemahl im Juli 1811 an die Regierung kam.

Der schon früher mächtige französische Einfluß erhielt nun ganz die Oberhand. Der französische Gesandte Vignon war der eigentliche Landesregent, und wenn sein Einfluß auf unerwarteten Widerstand stieß, so ließ er sich von Paris durch den Minister Tayllerand einen peremptorischen Befehl des Kai-

<sup>1)</sup> Der Vater war als Offizier im badischen Rheinbundkontingent in Spanien in der Schlacht bei Tamavora 1809 gefallen.

fers zuzenden, dem sich alles beugen mußte. Ein Beispiel dieses allmächtigen Einflusses lieferte der Napoleonstag am 15. August 1811, wo Hof und Stadt die Landesträuer um den so geliebten Großherzog Karl Friedrich ablegen mußte, um auf dem Fest des französischen Gesandten zu tanzen! Auch früher schon waren der Markgraf Ludwig (späterer Großherzog) und mein Vater Opfer dieser Intrigen geworden, da sie als zu gut deutsch und preussisch geschildert wurden.

Der Großherzog Karl, welcher schon widerwillig die ihm aufgedrungene Frau empfangen hatte, unterwarf sich mit verbissenem Gram diesen drückenden Verhältnissen.

Die beiden anderen Höfe in Karlsruhe, der der Reichsgräfin von Hochberg mit ihren vier Kindern, und der der Frau Markgräfin Malie, zogen sich schmolend zurück und beobachteten von ferne diese französische Wirthschaft. Nur die letztere, gestützt auf ihre gekräftigten Töchter und Schwiegeröhne (Kaiser von Rußland, König Max von Bayern, Erbprinz von Hessen, Herzog von Braunschweig, König von Schweden), wußte den früheren Einfluß auf ihren Sohn zu erhalten. Noch stiller lebten die beiden Onkels des Großherzogs, die Markgrafen Friedrich und Ludwig, letzterer gesücht und gehaßt von der französischen Partei.

Die anmutige und geistreiche Stephanie bekümmerte sich in dessen wenig in ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit und im Bewußtsein des allmächtigen Schutzes ihres Adoptivvaters um all diese kleinlichen Intrigen und suchte ihre Jugend zu genießen, ihre schönen Talente für Musik zu kultivieren, und aus Karlsruhe ein kleines Paris zu machen. Da die hiesige Gesellschaft nicht genug Mittel dazu bot, so suchte sie alles in ihren Kreis zu ziehen, was von Damen schön und grazios, von Herren geistreich und gebildet, von Fremden ausgezeichnet war, und brachte in der so kleinen Residenz gegen 400 Personen als ihre Hofgesellschaft zusammen.

Nach vollendetem Trauerjahr folgten nun die Feste der Carnevals von 1812/13 und 1813/14 in raschem Flug. Namentlich erinnere ich mich aus jener Zeit zweier prächtiger Maskenzüge, wovon der eine den Olymp, der andere die Personifikation Goethe'scher Gedichte darstellte. In ersterem mußte ich den Amor vorstellen.

In der unteren Schloßgalerie war ein ständiges Theater errichtet, wo deutsche Lustspiele und französische Vaudevilles gegeben und tableaux arrangiert wurden, ein Lieblingsvergnügen der jungen Großherzogin. So entsinne ich mich, daß die Gedichte von Ossian, dem Leibarden des großen Napoleon, und damit seiner Verehrer, in tableaux dargestellt wurden. Der alte Oberst von Brand stellte den Ossian vor und hatte so wenig Begriff von seiner Rolle, daß er jedem versicherte, er sei ein Dzean!

Das dritte Hauptvergnügen waren die Hofkonzerte, wobei das seelenvolle Violinspiel Pécas und das Violoncello von Marx sowie die besten einheimischen und auswärtigen Kräfte, wie die Catalani u. a., um so lieber mitwirkten, als die Großherzogin eine leidenschaftliche Freundin und Kennerin der Musik war. Da auch die Oper in gutem Stand war, der Hof auch die Privatbälle der Gesandten sowie die Redouten im Theater besuchte, so war damals die Langeweile in Karlsruhe eine unbekante Sache.

Daß dieses tolle ermüdende Leben und Treiben, dem wir wenigstens dreimal in der Woche bis weit nach Mitternacht anzuwohnen mußten, der Gesundheit eines neunjährigen Pagen wenig zuzagen konnte, begreift sich um so leichter, als wir bei Hof ziemlich ohne Aufsicht gelassen wurden, und nach beendeter Abendtafel dem ausgehungerten Magen alle übrig gebliebenen Speisen dargeboten waren. Eine nötig gewordene Kur wurde einmal mit einer Tracht Prügel beschlossen. Eines Abends reichte ich der Großherzogin das Teebrot, sie stellte es auf den Tisch, nahm den kleinen Pagen auf den Schoß, und ich mußte ihr auf französisch von zu Hause erzählen. Ich war wüthend über diese Gnade, denn ich sah voraus, daß mich meine Kameraden schon darüber auslachen würden. Unsere größten Feindinnen waren die Hofdamen, denn diese machten förmlich Jagd auf die Pächchen, um sie zu küssen, und oft versteckten wir uns unter Sofas und hinter die schweren Damastvorhänge.

Nicht selten schliefen wir im Vorzimmer ein, ermüdet durch die Nachtwachen. Einmal erwachte ich, als die Großherzogin, welcher ich ins Theater leuchten sollte, vor mir stand und mit leidlich zu ihrem Hofstaat sagte: laissez le dormir le pauvre petit.

Die Pagen nahmen es auf ihre Ehre, daß sie ihre Portion Pagenstreiche lieferten. Einmal ging dies soweit, daß im Vorzimmer die Degen gezogen wurden, und ein förmliches Duell stattfinden sollte, als der Hofmarschall mit der Grandezza eines Hofmannes aus der Zeit von Louis XIV. hereintrat und wie versteinert rief: que vois-je? Die Duellanten spazierten für 8 Tage in den Karzer, und unsere Degen wurden eingeleimt.

Als merkwürdige Ereignisse jener Zeit erinnere ich mich noch des Ausmarsches der 3000 Mann badischer Truppen nach Rußland im Februar 1812 und des Wiedereintrückens der halberfrorenen 800 Mann im folgenden Jahre, des Ueberrestes. Einer der früheren Lieblingspaaren unseres Hofmeisters war der Leutnant von Beck, Sohn des Generalleutnants. Damals fuhr ein Wagen an unserem Haus vor, und ich sah, wie der Hofmeister

seinen Liebling, der mit erfrorenen Beinen aus Rußland zurückgekehrt war, aus dem Wagen hob, schluchzend die Treppe hinauf trug und sachte auf das Sofa niederlegte.

Die Großherzogin pflegte in alter Anhänglichkeit an Mannheim jedes Frühjahr mit ihrem Hofstaat auf drei Monate dorthin zu gehen. Dies waren stets Festtage für uns Pagen; man behandelte uns wie Prinzen, wir wohnten im Schloß, aßen an der Marschallstafel; kein Lehrer wagte, unsere Trägheit zu rügen; wiederholt machten wir in vierspännigen Hofwagen die schönsten Exkursionen nach Heidelberg und Schwetzingen. Mit uns speisten die Französinen und Franzosen des Hofstaats, und es war komisch zu sehen, wie mit dem Umschlag des Napoleonischen Kriegsglücks im Sommer 1813 deren Sorge und Angst zunahm. So lange Oesterreich noch schwankte, wurde tagtäglich auf die Gesundheit des excellent beau-père getrunken, später aber das excellent in maudit verkehrt. Nach der Schlacht bei Waterloo verschwand ein Franzose nach dem andern. Auch die französischen Hofdamen waren abgegangen und glücklich unter die Haube gebracht; Glieder badischer Adelsfamilien vertraten nun im weiblichen Hofstaat das deutsche Element. Nur die grande maîtresse, Gräfin Walsch, stand noch aufrecht mit ihrem Taft, ihrer Lebenserfahrung und ihrem durchdringenden Verstand ihrer nun von allen Verwandten bedrängten und verlassen Herrin zur Seite. Diese würde diesen Verhältnissen erlegen sein, wenn nicht der Großherzog Karl mit seltenem Edelmut jede Zumutung einer Scheidung energisch zurückgewiesen hätte. Die Folge war eine innige harmonische Ehe.

Ein großes Ereignis war die Ankunft der ersten Kosaken in Mühlburg im November und deren feierliche Einholung durch unsere Offiziere. Glänzender noch der Durchmarsch des 20000 Mann starken russischen Garde du corps durch Karlsruhe und dessen Defilieren vor dem Kaiser Alexander, der auf dem Balkon des Palais<sup>2)</sup> der Markgräfin Malie neben seiner Schwiegermutter und seiner Gemahlin Kaiserin Elisabeth diesem Schauspiel zusah. Ich war einer der der Kaiserin zugetheilten Pagen. Ihr zu Ehren waren mehrere maskierte Kinderbälle bei der Frau Markgräfin. Solche Bälle fanden jeden Winter statt zur Belustigung der schwedischen Prinzessinnen, wozu die Pagerie die Tänzer lieferte.<sup>3)</sup>

Am Hofe merkte man den Krieg nur daran, daß die Damen Charpie zupften; Bälle, Konzerter und Hoffeste gingen ihren gewohnten Gang und erhielten durch die Ankunft der verbündeten Monarchen im Herbst 1813 erhöhten Glanz. So erinnere ich mich an eine Tafel in der von Lichtern strahlenden oberen Galerie des Schloßes, an der wenigstens 20-30 Majestäten und Hoheiten vereinigt waren, welchen wir Pagen aufzuwarten hatten.

Die Großherzogin war in der vollen Blüte ihrer Schönheit und Anmut, und es gab keinen reizenderen Anblick, als sie mit dem Grafen Leopold von Hochberg (späteren Großherzog) tanzen zu sehen.

Was übrigens die Großherzogin an politischem Ansehen verloren hatte, wurde ihr reichlich ersetzt durch die unerwartet landgegebene Liebe und Treue ihres Gatten, und mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Naturells gab sie sich nun dem ihr seither verschlossen gewesenem Gefühl als Gattin, Mutter und Fürstin eines deutschen Landes hin.

Das ganze Land stand nun unter Waffen. Der Bruder meines 1809 gefallenen Vaters marschierte als Hauptmann mit dem Grenadierbataillon im Verein mit preussischen und russischen Gardes über Basel nach Frankreich; am 30. März 1814 führte er seine Voltigeur-Compagnie vor Paris auf die Höhen von Pantin und fiel im Kampf gegen zwei französische Bataillone der alten Garde, von einer Kugel durch den Kopf getroffen. Er hatte Vaterstelle an mir vertreten.<sup>4)</sup>

Der Großherzog, von seinen freiwilligen Jägern unter Führung des Obersten und Flügeladjutanten von Holzting begleitet, war ins große Hauptquartier der Verbündeten und mit diesen nach Paris gegangen.

Die Pagerie hatte unterdessen ein anderes Haus, am Schloßplatz Nr. 9, bezogen, wo sie bis zu ihrer Auflösung im Frühjahr 1819 verblieb. Das Lernen ging seinen gewohnten Gang; aber in der englischen Sprache hatten wir sehr mangelhaften Unterricht bei einem lächerlich kleinen Männchen, einem Tiroler Handwerksburschen, der in einer Hafenstadt gepreßt, auf ein englisches Kriegsschiff geriet und nun die paar erlernten Brocken in Stunden verwertete. Tanzen, Fechten und Schwimmen lehrten aber immer noch Franzosen.

Im Februar 1816 mußte ich in Baden eine längere Kur brauchen, schwerer verletzt durch Sturz mit dem Pferde; wir mußten nämlich die Denge des Landgestütes zureiten. In Baden sah ich den König Max von Bayern mit zahlreicher Familie; er kam nach Friedensschluß dorthin und besaß dort ein kleines Häuschen. Diese Fürstlichkeiten lebten so einfach und wohlfeil,

<sup>2)</sup> Heutige Hofapotheke in der Kaiserstraße.

<sup>3)</sup> Die Prinzessinnen waren die Töchter des Königs von Schweden und seiner Gattin Friederike, Tochter des 1801 gestorbenen Erbprinzen Karl Ludwig. Die Tochter Sofie, später Gattin des Großherzogs Leopold.

<sup>4)</sup> Diese Szene gibt ein Schlachtengemälde in der Karlsruher Galerie wieder.

daß ihr Leben den heitersten und glücklichsten Gegensatz bildete gegen den Luxus und die kostspieligen Uebertreibungen der späteren Jahre.

Im August 1817 waren die letzten Truppen aus Frankreich zurückgeführt. Die Musterung fand bei Forchheim durch den Großherzog statt, wobei der Vorbeimarsch über drei Stunden dauerte; daß dies ein Festtag für uns Pagen war, bedarf keiner Versicherung. Der Hof lebte nun, den Neigungen des Großherzogs entsprechend, sehr still und einfach. Im folgenden Jahre erkrankte der Großherzog und suchte in Bad Griesbach vergeblich Linderung der Brustwasserjucht; auf dem Krankenlager erlief er noch im Sommer 1818 die Verfassung, wurde immer gefährlicher und erreichte auf der Rückkehr von Griesbach nur noch das Schloß in Raftatt, wo er im Dezember seinem schweren Leiden erlag. Die Beileitung der Leiche des Großherzogs Karl nach der Fürstengruft zu Pforzheim sollte mein letzter Pagedienst sein; es war für mich ein schwerer Dienst, mitten im strengen Winter in der Nacht im Schritt nach Pforzheim zu reiten auf einem jungen unbändigen Hengst. Dieser wurde durch die Fackeln, das Getöse der Kanonenschüsse und das Glockengeläute zuletzt so wild, daß er von hinten auf den Wagen des nunmehrigen Großherzogs Ludwig (Duke des Verstorbenen) sprang, welchem ich zugeeilt war. Ich mußte mit dem Pagen v. S. die Pferde tauschen, der als angehender Stallmeister nach stundenlangem Herumjagen auf dem Schneefeld den aufgeregten Hengst endlich zur Ruhe brachte. Vollkommen erstarrt mit halberfrorenen Gliedmaßen

hob man mich in Pforzheim vom Pferd und legte mich zu Bett, da vom Abgang keine Rede sein konnte.

Unser täglicher Hofdienst hatte übrigens längst aufgehört; die abgehenden Pagen wurden nicht mehr erkehrt, und wir waren zuletzt nur noch drei Männchen stark, das Institut der Pagen sollte eingehen.

Der neue Großherzog Ludwig erinnerte sich nun der Treue und Hingebung meines Vaters und der Opfer, welche die Familie gebracht hatte. Eine zufällige Begegnung des Großherzogs sollte meine Beförderung zum Offizier herbeiführen: Im Frühjahr 1819 erkrankte der damalige Zeremonienmeister Baron von Ende, ich wurde hingeschickt, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen. Dort traf ich den Großherzog am Krankenbette sitzend. Er schien erfreut, mich zu sehen, frug mich nach meinem Alter und ließ mich einigemal im Zimmer auf- und abmarschieren. Dies war mein Offizierexamen! Den anderen Tag erschien die Ordre, daß der seitherige Hofpage zum Sekondeleutnant in der Leib-Grenadier-Garde ernannt sei.

Hier schließen die Erinnerungen an die Pagenzeit. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß der Verfasser der Memoiren und spätere General als neun Monate altes Kind mit seiner Mutter von Marburg a. d. Lahn nach Karlsruhe reiste, und zwar in einem Handwagen, welchen die Kinderfrau neben dem Postwagen herzog, in welchem die Mutter saß, Tage und Tage lang; er ertrug das Fahren im ewig holpernden Postwagen nicht. Dies war im Jahre 1803. Sic tempora mutantur.

## Otto Michaeli / Die Rose von Tirol

Herr Dieterich von Berne brach her mit Heeresmacht,  
Er hat in wenig Wochen Tirol zu Fall gebracht.  
Auf hohem Felsenschloße, die Hand ums Schwert gespannt,  
Blickt aus der starke Sieger über das weite Land.

„Ich habe hart gefochten in mancher heißen Schlacht,  
Ich habe geritten, gestritten den Tag und auch die Nacht.  
Nun will ich ruhen und rasten und will mir's lassen sein wohl.  
Schafft mir die schönste Jungfrau vom schönen Land Tirol!“

Herr Ortnit sprach, der Treue: „In einem nahen Thal  
Wohnt eine junge Waise, so schön wie Sonnenstrahl.  
Gehört, o Herr und König, von ihr hast du auch wohl.  
Sie nennen sie rings im Lande die Rose von Tirol.“

Doch hüte dich, mein König, und wecke nicht ihren Zorn!  
Wohl jede Rose ist süße, doch jede auch hat ihren Dorn.  
Nimm auf in deine Gnaden das holde, reine Kind!  
In dreien Tagen bringen wir dir Schön Athaswind.“

Der König sah zu Weine, zu Sang und Saitenspiel.  
Geworfen wurden der Speere, geschwungen der Schwerter viel.  
Im Schloßhof, in dem breiten, manch Kampfspiel war zu sehn,  
Doch wollten die drei Tage dem Herrscher schwer vergehn.

In einer Sänfte trugen sie her Schön Athaswind,  
Die goldnen Locken flogen ihr froh im Morgenwind.  
Vier Purpurrosen flammten unter Blauaugen klar.  
Das waren ihrer Wangen und ihrer Lippen Paar.

Du sollst mir, Reinste, schmücken das Bett und auch den Thron.  
Du wollest mir bescheren den Erben und den Sohn.  
Beut mir den Mund, den roten! — Nie tat ein Trunk so wohl.  
Du bist von dieser Stunde die Fürstin von Tirol.“

Mit züchtigen Geberden schritt hin sie vor den Herrn,  
So mild wie Mondenwonne, so strahlend wie ein Stern.  
Herr Alphart sprach, der greise: „O minniglicher Leib!  
Ich schaute seit Kriemhilden kein wonnereicher Weib.“

Der König, unbezungen, schaut prüfend ihr Gesicht,  
Nimmt ihre Hand in seine, blickt ihr ins Aug' und spricht:  
„Ich bin des Lands Bezwiner, dir aber will ich wohl.  
Hast du mein Wort verstanden, o Rose von Tirol?“

„Du bist der Herr des Landes, drum ist sein Volk auch dein.  
So will ich, mein Gebieter, zu deinen Diensten sein.  
Viel treue Herzen schlagen im weiten Weltgrund wohl,  
Doch keine wärmer und treuer als die Herzen von Tirol.“

Du stehst von Gott geschaffen zu Kampf und Zorn und Streit.  
Ich habe nicht Wehr noch Waffen als meine Mädchenheit.  
Erweckt dir Wohlgefallen mein jugendlicher Schein,  
Will ich dir froh Gefährtin bei deinem Feste sein.

Doch zügle dein Begehren, o Fürst, und deinen Sinn!  
Wisse, daß ich von stolzem und freiem Geschlechte bin!  
Drum, willst du frevelnd rauben das süße Maadtmum mein,  
So soll man sehn zerbrechen am Felsen mein Gebein.“

Dem König ins Blauauge tritt eine Träne still.  
„Dir, Jungfrau, sei erfüllet dein keuscher Mädchenwill!  
Mein Herz schlug tausendfältig in Streit, Lust und Begier.  
Nun hast du es besänftigt mit deiner Augen Bier.“

## Mar Bittrich / Lottchens Sieg / Erzählung aus den Bergen

Im schwarzweiß strahlenden Vorfrühlingslande hatten wir die Schneeschuhe abgesehnallt.

Wir waren des Firnschnees in hohen Senken überdrüssig, hatten genug Christianias nach beiden Seiten gerissen, Quer- und Umprünge bewältigt, alle Wunder des Schneeschuhlaufs ausgetostet.

Im tiefem Thal wurde die weiße Decke überall lebendig. Was bisher tot gewesen, gewann farbigen Schein. Spechte grüßten erste Blumen am Hang. Und wie brauste, toste der Gebirgsfluß! Schwere Gestein wuchtete er zur Ebene. Sein Gewitter warf den Donner in die Wolken. Die aber flogen wie geängstigt in die Ferne.

Im unruhig gewordenen steinernen Bett wurde die Flut nur noch wilder. Sie kletterte über die Ufer, breitete sich auf Weg und Steg aus.

Wir aber, die beiden Schneeschuhläufer, leht auf Geröll und Sand und im Schneewasser am gischenden Fluß durch die Schlucht wandernd, freuten uns dieser jungen Kräfte, lauschten dem Ungeheuer, seinen Urzeitstimmen, während wir die Föhnacht hin- und herliegen.

Alle Bäume wurden wach, wärmer und weicher war die Luft, ungebärdig rittelte sie doch an jedem Widerstand. Empörter schrie dazu das Wildwasser in Gestöhn und Gekirr, Drängen, Nechzen.

In einer Biegung staute sich der Fluß bei zerfallenem Gemäuer, warf Schwall auf Schwall dagegen, brachte grollend Wasserberge ohne Ende ins höllische Treffen.

Mein Begleiter legte die Hände an den Mund zum Sprachrohr, obwohl wir Schulter an Schulter gingen.

„Schluchtmühle!“ rief er mir zu.

„Mühle? Gewesen —“

Er nickte: „Doch Denkmal einer großen Liebe geblieben, wenn auch nur aus Trümmern bestehend.“

„Diese Mauertrümmer Denkmal einer großen Liebe? Wie das? Ich möchte mehr davon erfahren!“

Ich wollte das Wort ergänzt, erklärt haben.

Im tosenden Ungestüm setzten wir die Beine stämmiger auf, nahmen den Hut in die Hand. Föhn im Blute, rangen wir mit den entsehtelten Mächten. Erst spät abends landeten wir im Städtchen an der Bahn.

Als wir beim Glase Wein im Gasthaus zum Hirschen rasteten, fuhr mein Begleiter aus dem sonderbaren Gemisch von Ermüdung, Nachdenklichkeit und gesichertem Wohlbehagen auf, stieß an, riß mich aus den Erinnerungen an unsere Schussfahrten über weiße Hänge:

„Die Schluchtmühl-Ruine noch nicht vergessen?“

„Wie du richtig erräth.“

„Kennst du Lottchen? Noch nie davon gehört? Das größte Geschäftshaus hier nennt sich Goser & Söhne. Bist du ihm auf keiner Bergfahrt nähergetreten? Stiwachs gekauft usw.“

„Mehrfach habe ich das Geschäft besucht.“  
 „So wirst du den Inhaber gesprochen haben. Er bleibt unermüdet.“

„Der zart gebaute kleine Herr mit den beweglichen klugen Augen?“

„Ganz recht: das ist Lottchen, der Held meiner Geschichte von der zerfallenen Mühle.“

„Ein Mann und heißt Lottchen? Erzähl mir —“

„— ein Drama aus den Bergen, wie du bald merken wirst!“  
 Vierzig Jahre zurück, und auf dem Platze des jetzigen modernen gut angeordneten Geschäfts befand sich das bescheidene Lädchen des alten Goser. Er war aus weltverlassener Schwarzwaldhöhe nach der Stadt gezogen, mit Kaufmannsblut griff er hier geschickt zu, erkannte die Bedürfnisse von Tag und Stunde, war dabei ein wunderlicher Heiliger, wobei unausgesprochen, zur Schau stellte: Eigenheiten etwa absichtlich, zu Reklamezwecken, zur Schau stellte: morgens um 8, 9, 10 Uhr trat er an den Lausbrunnen vor jenem Häuschen, um ein Schnapsgläschen mit dem eiskalten Naß zu spülen. Traf er Frauen am Brunnenbecken, so musterte er sie wenig freundlich, und obgleich sie ihm erklärten, am „Frauenbrunnen“ besäßen sie jegliche Vorrechte, ließ er sich nie verdrängen.

Da besuchte ihn eine der Frauen im Laden, fand ihn frohgelant, fragte: „Weshalb bezeichnen Sie uns als Weiber, Herr Goser? Damen wollen wir nicht sein, doch Frauen allerdings.“

„Ich ärgere mich aber, wenn mich jemand am Brunnen stört. Wissen Sie, was mein halbes Leben ausmacht, mich für das Geschäft kräftigt? Um 8, 9, 10 Uhr muß ich aus frisch gekühltem Glase einen Schluck Kirchwasser zu Speck und Brot nehmen. Das war so, ist so, wird bis an mein seliges Ende so bleiben als mein allein mögliches Dasein. Wer mich dabei behelligt, den rechne ich zu überflüssigen Weibern.“

„Sie gefallen mir weniger als Ihr Kirsch, Herr Goser, der so schön riecht.“

„Ah, deshalb rennt ihr Weibsteute allesamt zum Brunnen, so oft ihr mich seht! Das Vergnügen könnt ihr im Laden bei mir haben, ohne mich zu ärgern. Dort sehe ich Damen und Frauen gern.“

Du siehst, sagte mein Freund, der alte Goser, der Vater Lottchens, war ein sonderbarer Kauz.

Der Alte besaß zwei Söhne. Der erste, Lottchen genannte, war und redete zart wie ein Mädchen, kannte jedoch mehr als stärkere Leute seine unverrückbare geschäftlichen Ziele. Er klammerte sich daran fest wie ein verliebtes Mädchen an den Schab. Der zweite Sohn dagegen, Andreas, gähnte jede Tagesstunde bei halb geschlossenen Augen an, aus Tränensäckchen sozusagen, und gleich der Fledermaus wurde er erst in der Dämmerung lebendig, da schwärmte er aus. Mußte er dabei nicht auf die Mädchen stoßen? Die Leute erzählen sich noch jetzt, nach Jahrzehnten, er habe im Garten der Liebe manche Blume gepflückt. Wo er sich bliden ließ, da war süßes Grauen, und im Verlangen war jene Furcht, die leichtem Blut allezeit Brücken baut. Weiß der Himmel, wie Andreas auf seinen späten Fahrten auch in die Schluchtmühle gelangte! Wer ihn dann öfter hinzog, das war leichter einzusehen. Denn in der Einsamkeit sah neben dem Müller ein schönes braunhaariges Mädchen, Maria Winkler. Die besaß etwas von dem, was auch Andreas eigen war: schwere Augenlider, die nur mühsam dunkle Pupillen freigaben, Geheimnisse festzuhalten schienen. Andreas führte all seine Erfahrung ins Treffen, um Maria zu erobern, verfiel ihr wie noch keinem anderen Mädchen.

Bisher hatte er mit allerhand Jungvolk gespielt wie die Kaze mit der Maus. Nun stand er völlig im Bann der Müllerstochter. Maria sehnte sich zwar aus der Verlassenheit der Schlucht hinaus, doch nur ganz, für immer, wollte sie genommen sein, an Tandeleien lag ihr nichts.

Je fester sie blieb, um so hartnäckiger sehte ihr Andreas zu, ohne weiter zu gelangen, obwohl er feurig beredsam wurde. Wenn Maria gelegentlich die Stadt besuchte, so kehrte sie im Goserschen Geschäft ein, kleine Einkäufe zu besorgen, auch das Leben und Treiben darin zu beobachten. Der sonst so lebhaft Berber um sie, während dieser Tagesstunden schläfrig und einfüßig, konnte sie dort wenig reizen. Um so mehr fiel ihr sein Bruder Lottchen auf. In seinen klaren Augen lochte der Verstand, seine Stirn verriet Klugheit, seine Worte waren angenehm bestimmt, lösten sich weich von vollen Lippen.

Maria geriet in die Gewalt Lottchens, die Gedanken beider Menschen spielten hin und her, umspannen das Paar, bereiteten einen Bund vor, dem sich Andreas scheelsüchtig widersetzte. Er spielte in der Mühle den wilden oder den gekränkten Liebhaber, wurde demütig, sprach, was er sonst nie getan, vom Segen der Ehe.

Damit Lottchen nicht unter dem vertrackten Angestüm seines Bruders Andreas daheim zu leiden habe, tat Maria gesügelter als sie wirklich war; sie suchte Andreas bei guter Laune zu halten. Welches Ende dieses Doppelspiel der Liebe nehmen werde, blieb ihr selbst rätselhaft.

Allmählich gewann der Müller Einbild in ihr Gesicht. Zuerst erzürnt, begriff er doch bald ihr Verhalten, erkannte ihren gesunden Kern. Marias Wesen hat sich im Kampf um die Zukunft

ausgebaut wie gehaltvoller junger Wein, so sagte er sich. Diese Tochter sollte in zuverlässige Hände gelangen.

So besuchte auch der Müller wiederholt den Goserschen Laden, um die Tochter auf Grund eigener Eindrücke beraten zu können.

Im ganzen war er befriedigt. Das Gosersche Häuschen ist zwar winzig, so meinte er zur Tochter, allein schon mancher Kaufmann ist zu Ansehen gelangt, auch wenn man aus der Dachrinne seines ersten, niedrigen Heims hätte trinken können.

Andreas aber merkte mehr und mehr, daß seine eigene Sache nicht gesichert war. Die offene Eifersucht begann Stichflammen gegen den Bruder auszusenden. Die Stadt erzählte sich vom offenen Streit im Goserschen Hause. Andreas wurde gegen Lottchen unaufrecht; vor einem Spießhaken müsse man heucheln, wolle man ihm nicht Hilfe leisten, so suchte er sich vor sich selbst zu rechtfertigen, wobei er nur vergaß, daß Lottchen kein Dieb war.

Sogar zur Waffe zu greifen, drohte Andreas. Die umkämpfte Geliebte oder der Bruder sollte büßen; vereinigten sie sich nie und nimmer.

Vergebens suchte der alte Goser zu vermitteln, zu schlichten. Sein Geschäft begann unter der Unruhe zu leiden. Er sah seine Pläne vernichtet, sein jahrelang gefördertes Werk geschädigt. Kirchwasser und Speck verloren den Geschmack, der Frauenbrunnen verwaiste, es verwaiste an manchem Tage sein Laden. An einem eisigen Winterabend schloß Vater Goser die Augen für immer. Zwei bis in die Knochen verfeindete Söhne begruben ihn, setzten nachher den Wettlauf um Maria fort.

Der Frühling meldete sich mit söhnligen Tagen, führte seine brandige Balze über die dicke Schneedecke, schmolz sie heißspornig ein.

Wie der Föhn Häuser zittern ließ, so fuhr er in Adern und Schädel, ein heller und zugleich stidiger Nebel.

Andreas stülpte den Hut in den Nacken, verließ das enge Haus. Der aus Rand und Band geratene Fluß zog ihn an, der Fluß und noch etwas: die Geliebte.

In schweren Bogen sprangen die Wasser von den Höhen, sammelten sich, durchbrachen Hindernisse, tollten gemeinsam weiter, immer tollere Vernichtung einzuleiten, zu vollenden.

Die Schluchtmühle, bereits Wasserburg geworden, ragte aus dem Aufruhr, war mit der Außenwelt nur noch durch einen schmalen Steg verbunden.

Der Müller harrete auf wankendem Boden aus, mit ihm Maria, als Andreas zu ihnen trat.

„Sie wagen sich zu uns?“ fragte der erstaunte Alte.

„Ich bin erschienen, um mein zerrissenes Herz flicken zu lassen!“ entgegnete Andreas, und er dachte sich dabei: vielleicht sind beide in der Not mirbe geworden und begrüßen die Möglichkeit, in das Gosersche Haus zu flüchten.

Der Müller vernahm die Worte des Berbers, laute an einer passenden Antwort, fand sie nicht gleich. Er selbst, als Liebender, wäre seinem Mädchen in so bedrängter Lage schwerlich zuerst mit Liebesangelegenheiten gekommen. Neben dem Vater hatte Maria das Gefühl, unschön in die Enge getrieben zu sein. Sie wich dem Drängen des Besuchers aus, spann den Andreasischen Faden nicht weiter.

Andreas, durch den in den Lüften webenden und schwebenden Sang aus dem Süden benommen, in schwüle Niederungen geworfen, breitete wie ein Trunkener sein Begehrt aus.

„Sie müssen jetzt gezirkelte große Worte scheuen“, antwortete ihm der Müller, „wo wir jeden Augenblick für immer ins Vergeffen sinken können.“

„Was ich rede, ist ernst gemeint.“

„Ernstler als Ihre Worte zu anderen Mädchen, Herr Goser?“  
 „Freilich redet man dies und das. Welcher junge Mensch, hitzig geworden, überlegt jeden Laut? Doch heute bin ich nüchtern, wie vom Weltuntergang umgeben, und überlege jeden Buchstaben vor Maria und ihrem Vater. So wahr ich Andreas Goser heiße: keinesfalls einer wurmfästigen Liebschaft renne ich nach, sondern ich will Maria zur Frau haben.“

„Wie lange wird die Absicht standhalten?“ fuhr der Müller daran. „Sie leben von Ihrem Geschäft, das Ihr Bruder mit Ihnen betreibt. Wenn Maria in ihr Haus tritt, wird dann das tägliche Zusammensein zu dreien ohne offenen Zwist möglich sein? Wo bleibt Ihr Geschäft dabei?“

„Hat mir mein Bruder zu befehlen?“

„Wollen Sie mir ausweichen? Sie wissen, wer sich außer Ihnen noch mit Maria beschäftigt. Was soll künftig daraus werden?“

„Sie meinen, mein Bruder Lottchen könnte sich uns dauernd in den Weg stellen? Lächerlich! Der kennt nur geschäftliche Dinge für die Dauer. Wenn er manchmal einem hübschen Mädchen wie Maria verliebte Blicke zuwirft, weil er in seinem ewigen Zahlenkram solche Freundlichkeiten selten anbringen kann, so wird er sich doch vor der Frau seines Bruders Bügel anlegen.“

Der Müller prüfte das Gesicht der Tochter, erkannte auf neue, was sie fühlte und wollte, wehrte also noch deutlicher ab: „Wobei Sie eine wichtige Möglichkeit vergessen, Herr Goser: Maria könnte einem anderen Manne mehr geneigt sein als Ihnen.“

Andreas starrte ihn an: „Was? Sie meinen mit diesem anderen Manne Lottchen?“

„Das müssen Sie mir und Maria überlassen.“

(Schluß folgt.)